

Das Kultur- und Kommunikationszentrum »die börse« in Wuppertal

Norbert Sievers im Gespräch mit E. Dieter Fränzel,
Erwin Rothgang und Lukas Hegemann

E. Dieter Fränzel, ehemaliger Leiter des Aktionszentrum »Impuls« in Wuppertal (1967–1973) und Mitglied im Gründungsvorstand der börse

Dipl. Geogr. Erwin Rothgang, ehemaliger Stadtentwicklungsplaner der Stadt Wuppertal und Mitglied im Gründungsvorstand der börse

Lukas Hegemann, Geschäftsführer der börse

Am 19.05.1973 ist der Verein »Kommunikationszentrum Wuppertal« durch 152 Bürger*innen gegründet worden, Ende 1974 nahm das Kommunikationszentrum seine Arbeit auf. Wenn also in diesem Heft »50 Jahre Soziokultur« erinnert werden soll, dann ist Wuppertal sicherlich ein Referenzort, an dem beispielhaft gezeigt werden kann, wie die Entstehungsgeschichte der Soziokulturellen Zentren in Westdeutschland sich vollzog. Nur wenige können darüber so authentisch berichten wie Dieter Fränzel und Erwin Rothgang, die beide in unterschiedlichen und gemeinsamen Rollen zu den Gründungsakteuren der börse gehören. Was waren die Hintergründe und Voraussetzungen, die dazu führten, dass gerade in dieser Stadt eines der ersten Zentren in Westdeutschland im Jahr 1974 seine Türen öffnen konnte, nachdem die Stadt dem Verein die kostenlose Nutzung des Gebäudes (ohne Betriebs- und Personalkosten) am ehemaligen Schlacht- und Viehhof zugesagt hatte? Dieter Fränzel erinnert zunächst an die Vorgeschichte. Denn die soziokulturelle Bewegung, wie sie dann später genannt wurde, hatte ihre Wurzeln in den Protestbewegungen in den 1960er Jahren. Sie nahm die Impulse der Studenten-, Frauen- und Bürgerinitiativbewegung auf und war vor allem auch getragen durch junge Menschen aus verschiedenen Berufsgruppen und Szenen.

Experimentierfreudig und konzeptstark

»Es ist wichtig zu wissen, dass die Keimzelle der börse das so genannte »Aktionszentrum Impuls« war. Es ist 1967 im Zuge der 68er-Bewegung gegründet worden. In dieser Zeit entstanden ja überall diese politisch-kulturellen Clubs wie etwa der Club Voltaire in Frankfurt und Tübingen oder der Republikanische Club in Düsseldorf. Meine Inspira-

tionen habe ich aber eher aus Holland bekommen, aus der Provo-Szene, aber auch von den ersten selbstverwalteten Häusern wie das Melkweg¹ in Amsterdam. Ich bin viel rumgefahren, habe auch Studienreisen für Volkshochschulen in verschiedene europäische Städte organisiert, um von den neuen Häusern und Szenen in Amsterdam, Utrecht, Kopenhagen, Hamburg, Erlangen und Nürnberg zu lernen. Manche dieser Erfahrungen und Ideen konnten im »Impuls« bereits umgesetzt werden, aber nach fünf Jahren war die Luft raus, so dass dieses Experiment sein Ende fand. Aber schon ein Jahr vor der Schließung dieser Einrichtung im Jahr 1973 haben wir 1972 im »Impuls« eine Initiative für ein Bürger- und Kommunikationszentrum gegründet, die dann letztlich auch erfolgreich war. Hilfreich waren dabei nicht nur der Rückenwind aus der Jugend-, Kunst- und Kulturszene (auch von Akteur*innen des Wuppertaler Schauspielhauses) und die Vorbilder aus anderen Städten, sondern auch ein Konzept, dass wir damals auf eine Ausschreibung für ein Jugendzentrum in Wuppertal hin entwickelt und bei der Stadt eingereicht hatten. Es bekam den ersten Preis von der für die Auswahl eingesetzten Jury, weil es wohl als Modell oder Utopie überzeugte. Ein Jugendzentrum ist daraus zwar nicht entstanden, aber das Konzept hat uns selbst klargemacht, was wir eigentlich wollten – und es kursierte bald bundesweit, weil das Fernsehen im Jugendprogramm darüber berichtete und es danach von vielen Initiativen aus ganz Deutschland angefragt wurde.«

Unterstützung aus der Stadtverwaltung

Viele Soziokulturelle Zentren in Westdeutschland können sicher auf ähnliche Gründungserzählun-

1 Siehe <https://de.wikipedia.org/wiki/Melkweg>



v.l.n.r.: Dipl. Geogr. Erwin Rothgang, Lukas Hegemann und E. Dieter Fränzel; Foto: Ralf Silberkuhl

gen verweisen. Sie waren in den 1970er Jahren ein Kind der Neuen Sozialen Bewegungen bzw. sind diesem Kontext entstanden. Aber es wäre zu einseitig, das für diese Gründungsphase konstitutive Engagement nur in den Initiativen der Zivilgesellschaft zu sehen. Denn diese hatten ihre Fürsprecher*innen häufig auch in den Stadtverwaltungen, in deren Ämtern mittlerweile auch junge aufgeklärte Menschen saßen, die sich »auf dem Weg durch die Institutionen« befanden. Auch in Wuppertal gab es diese Personen, wie etwa den späteren Kulturamtsleiter Hans-Hermann Schauererte oder den Kulturdezernenten Klaus H. Revermann, der sich nicht nur publizistisch als reformorientierter Kulturpolitiker bereits einen Namen gemacht hatte, sondern auch einer der Initiatoren des legendären Städteprojekts »urbs71« war, das als eines der ersten praktischen Beispiele einer Neuen Kulturpolitik gelten kann. Die Demokratisierungsideen der damaligen Zeit waren auch an den Stadtverwaltungen nicht wirkungslos vorbeigezogen, und so gab es in Wuppertal Unterstützung auch aus dieser Richtung und oft gegen Widerstand der örtlichen Politik. Dies gilt nicht zuletzt auch für Erwin Rothgang, der als junger Stadtentwicklungsplaner damals aus München nach Wuppertal kam,

um die »Wege zur menschlichen Stadt«, wie es der Deutsche Städtetag (1973) formuliert hatte, zu ebnen und sich gleichzeitig gemeinsam mit Dieter Fränzel im Gründungsvorstand der Bürgerinitiative zu engagieren.

»Als ich in Wuppertal ankam, gab es zwei Ansatzpunkte für mich. Der große Konflikt war gegen die expansive Stadtentwicklungspolitik gerichtet. Es gab damals das Projekt einer Trabantenstadt in Wuppertal-Nächstebreck. Das wollten wir verhindern. Wir wollten die Stadtpolitik auf die bewohnte Stadt ausrichten und hatten eher die Stadterneuerung und die konkrete Verbesserung der Lebensverhältnisse im Blick und nicht die Beton- und Abrissanierung. Deshalb haben wir andere Vorstellungen entwickelt, in denen Kultur ein integraler Bestandteil war und in die auch die Interessen der Bewohner*innen einfließen sollten. Auch diese Initiativen gehören in diese Zeit des soziokulturellen und kulturpolitischen Aufbruchs in Wuppertal und haben letztlich auch bei der Entstehung der börse mitgeholfen. Dabei haben wir uns an nationalen und internationalen Vorbildern orientiert, an der »FABRIK« in Hamburg oder dem »KOMM« in Nürnberg. So eine Einrichtung wollten wir auch für

die damals sechszehntgrößte Stadt in Deutschland haben. Schon im Jahr 1972 hatten wir deshalb den Leiter der Hamburger FABRIK, Horst Dietrich, zu einem Vortrag nach Wuppertal eingeladen. Konkret war ich beteiligt an der Auswahl des Gebäudes, nachdem der erste Standort der Bürgerinitiative für das Kommunikationszentrum, ein leerstehendes Fabrikgebäude neben dem Schauspielhaus, nicht in Frage kam. Als Alternative wurde uns dann die börse angeboten; konkret: die Versammlungsräume des Wuppertaler Schlacht- und Viehhofes, der 1972 geschlossen worden war. Diese Idee habe ich dann gegen den Rat meines Vorgesetzten, aber mit Unterstützung des Kulturdezernenten im Hauptausschuss der Stadt vertreten. Im Grunde war die Nutzung des Gebäudes als Kommunikationszentrum Teil eines klassischen Konversionsprojektes, dem noch viele folgen sollten. Insofern war die börse auch ein Vorreiter für die kulturelle Umnutzung altindustrieller Gebäude.«

Vielfalt als Programm, aber mit neuen Akzenten

Die Arbeit der börse war zunächst klassisch soziokulturell, eine Mischung aus Politik, Kultur, Sozialarbeit und Kommunikation, aber eben auch Kunst, erinnert sich der Jazzexperte Dieter Fränzel. »Schon das erste Programm der börse vom November 1974 war geprägt durch international bekannte Jazz- und Bluesgrößen. Aber es gab auch den Grafikmarkt vom Berufsverband der Bildenden Künstler. Es gab den Arrenberger Männerchor, die Mandolinenzertgesellschaft Elberfeld, den Frühschoppen am Sonntag und so was. Wir haben versucht, die örtliche Karnevalsgesellschaft, den Fanfarenchor und solche Gruppen einzubeziehen. Wichtig und erfolgreich war z.B. auch der Seniorentreff, in dem Trude Unruh sehr aktiv war. Auch mit Kindern haben wir viel gemacht. Also es war schon ein Gemischtwarenladen mit unterschiedlichen Angeboten und Ansätzen für viele Menschen. Und es war ein offenes Haus, in dem sich unterschiedliche Gruppen aus der Stadt begegnen und in Arbeits- und Projektgruppen tätig sein konnten. Die börse sollte ein regionales Kulturzentrum sein, aber auch ein Stadtteilzentrum für die Bewohner aus der Nachbarschaft.« Vielfalt als Konzeption wurde dies später genannt. Offenbar prägt das »Prinzip Offenheit« und der soziale Ansatz der Soziokultur die Arbeit in der börse immer noch. Das zeigt ein Blick in das aktuelle Börsenprogramm. Es war aber auch direkt während des hier dokumentierten Gesprächs zu hören, weil nebenan der Chor des Deutsch-Ukrainischen Freundschaftsverbands probte.

Lukas Hegemann, seit 2017 Geschäftsführer der börse, bestätigt dies und ist sogar überzeugt, dass der soziale Aspekt seit geraumer Zeit an Bedeutung gewonnen hat. »Spätestens seit der Verabschiedung des Kulturfördergesetzes im Jahr 2014 wurden vor allem Maßnahmen der kulturellen Bildung über verschiedene Programme des Landes stärker gefördert, wovon auch die Zentren profitierten, wenn sie denn die entsprechenden

Anträge gestellt hatten. Jetzt konnte – wenn auch über den Umweg der kulturellen Bildung – wieder Stadtteilarbeit gemacht und mit Kindern gearbeitet werden, weil es zumindest projektbezogen finanziert wurde. Insofern hat das Soziale und Politische in den Zentren wieder an Bedeutung gewonnen. Das Interesse an Selbstverwirklichung, Selbsterfahrung, das in der frühen Zeit der Soziokultur für viele Akteur:innen so wichtig war, und die großen Disco-Veranstaltungen, die in den 1990er Jahren vielen Zentren das wirtschaftliche Überleben gesichert haben, sind dagegen eher auf dem Rückzug. Auch die Inhalte haben sich verändert. Zumindest die Studierenden, die heute ins Zentrum kommen, interessieren sich für Themen wie Digitalisierung, künstliche Intelligenz oder Postkolonialismus. Also da hat sich schon was getan.«

Was die Zukunft bringt?

Die Soziokultur ist schon häufiger totgesagt worden. Aber Totgesagte leben bekanntlich oft länger. Über 500 Zentren gibt es mittlerweile in Deutschland – Tendenz steigend, auch in Wuppertal. Und doch ist die Zukunft nicht rosig. Es gibt einen riesigen Nachholbedarf mit Blick auf die tarifgerechte Bezahlung der Mitarbeitenden und eine neue Konkurrenz, die sich paradoxerweise aus der Idee der Soziokultur speist. Die Rede ist von der Soziokulturalisierung des Kulturbetriebs, also von dem Bemühen der klassischen öffentlichen Kulturinstitutionen, aus ihren Häusern rauszugehen in die Stadtgesellschaft und sich soziokultureller Methoden, Konzepte und Akteure zu bedienen, um sich neu und vielseitiger aufzustellen. Auch in Wuppertal wird diese Tendenz sichtbar und mit Bundes- und Landesmitteln gefördert, z.B. in dem geplanten Pina-Busch-Zentrum, das kein Tanzhaus mehr werden soll, sondern ein multifunktionales Haus mit starken soziokulturellen Anteilen. Droht der Soziokultur dadurch eine Konkurrenz ins Haus zu wachsen? Lukas Hegemann sieht dies so.

»In 50 Jahren kann ich mir auch vorstellen, dass es keine Kultur mehr gibt, die sich überhaupt in Sparten noch sinnvoll darstellen und organisieren lässt. Dann wird wohl eher versucht werden, die Bandbreite der Themen, Genres und Formate in einem Haus abzudecken, wie es die soziokulturellen Zentren schon immer gemacht haben. Und da könnte es auch sein, dass die Institutionen zusammenwachsen. So führen wir z.B. intern und extern Gespräche darüber, ob wir nicht im geplanten Pina-Bausch-Zentrum aufgehen müssen. Wenn wir das nicht tun würden, werden wir womöglich in Zukunft noch größere Schwierigkeiten haben, in dem kulturellen Wettbewerb mit den klassischen Kulturinstitutionen zu bestehen. Einen gewissen Vorsprung haben wir mit Blick auf neue Themen, Formate und Szenen immer noch, aber er wird geringer. Diese Überlegungen und Debatten wird es wahrscheinlich in Kürze auch in anderen Städten geben. In Wuppertal gibt es dafür derzeit jedoch noch keine Resonanz.« ■